

Es gilt das gesprochene Wort

Verehrte Vertreterinnen der Hamburgischen Bürgerschaft,
des Senats und des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge,
sehr geehrte Damen und Herren,

wofür steht der Volkstrauertag und wem ist er gewidmet? Was hat er uns heute zu sagen? Und was können Mahnmäler, Gedenktage und Trauerrituale in unserer Gesellschaft und für uns ganz individuell leisten? Diese Fragen beschäftigen mich, seitdem ich die ehrenvolle Einladung erhielt, hier heute sprechen zu dürfen. Ich nähere mich diesem Tag als Historikerin und Judaistin an, als Wissenschaftlerin, die zur deutsch-jüdischen Geschichte forscht, als Direktorin des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg.

Der Volkstrauertag ist allen Opfern von Krieg und Gewalt gewidmet. In seiner etwa einhundertjährigen, wechselvollen Geschichte war und ist er Ausdruck kollektiver Trauer, eindrücklicher Erinnerung und mahnenden Appellierens im Sinne eines „Nie Wieder“ von Krieg und Hass. Hamburg gedenkt 2023 besonders der Opfer des Luftkriegs, der als „Operation Gomorrha“ benannten alliierten Angriffe auf die Stadt 1943, die sich diesen Sommer zum 80. Mal jähren. Sie führen uns die massive Zerstörungskraft des von den Deutschen initiierten Krieges vor Augen, mit dem ich mich in meiner Arbeit seit Langem sehr intensiv beschäftige. Schon der russische Angriffskrieg auf die Ukraine, dessen Opfer wir ebenfalls gedenken, hat mich als Holocaust-Forscherin in die Gegenwart gerissen. Ausgehend von meinem wissenschaftlichen Hintergrund war mir also schnell klar, dass ich heute aus der deutsch-jüdischen Geschichte auf den Volkstrauertrag blicken und damit dazu beitragen möchte, dass wir ein zentrales Trauerritual multiperspektivisch auffächern, marginalisierte Stimmen hörbar machen und über Formen inklusiven Gedenkens reflektieren können, die für unsere Gegenwart Relevanz besitzen. Das Manuskript für eine Rede nahm Form an. Ihre Themen sollten die jüdische Teilhabe am Volkstrauertag, das selbstbewusste Sich-Einschreiben von Jüdinnen und Juden in nationale Trauerriten, der Diskurs um Zugehörigkeit und die Dialektik von Erinnern und Vergessen bzw. gewaltsamen Verdrängen gestern und heute sein.

Und dann kam der 7. Oktober 2023 – nichts war mehr, wie vorher und es gab keine Worte mehr: נגמרו המילים. Der terroristische Angriff der Hamas auf Israel, die unfassbar grausame Tat, massenhafter Mord, Misshandlung, Verschleppung und Zerstörung trifft uns mitten ins Herz, schnürt es zu. Der Schock, der Schmerz sind roh. Noch können wir das volle Ausmaß dieses Terrorakts der Hamas nicht ermessen, geschweige denn begreifen, nicht absehen, welche Zukunft es für die Menschen in Israel geben kann. Wir sehen das Leid der palästinensischen Zivilbevölkerung in Gaza in ihrer humanitären Not, die uns auch betrifft. Wir erleben die Erschütterung jüdischer Lebenswelten in Deutschland, ein alarmierendes Anwachsen des Antisemitismus – auch in unserer Mitte – und spüren eine existentielle Angst um Israel. Jeder Angriff auf jüdisches Leben ist ein Angriff auf uns alle.

An einem Tag wie heute, einem Tag, dessen Choreographie des Gedenkens hoch ritualisiert ist, empfinden wir die Hilflosigkeit, die Ohnmacht, die Unmittelbarkeit des Gewalteinbruchs in unsere Welt besonders bedrückend. Wir ringen um Umgang, um das Wiederfinden einer Sprache, suchen verzweifelt nach Ausdruck für Schmerz, nach Formen der Trauer, die noch meilenweit von jeder Ritualisierung entfernt sind. Der Volkstrauertag ist heute ein Tag jüdischer Trauer, die wir hier in diesem Rahmen sichtbar machen, ein Tag von gegenwärtigem Schmerz und Verlust, den wir hier artikulieren.

Wenn wir auf seine Tradition zurückblicken wird klar: der Volkstrauertag ist ein Tag mit jüdischer Geschichte. Jüdinnen und Juden in den verschiedenen politischen Systemen der letzten einhundert Jahre, in Demokratie und Diktatur, in Deutschland und in der Diaspora, die für viele Vertriebene zur neuen Heimat wurde, haben diesen Tag mitgeprägt. Sie haben gerungen mit der Geschichte und mit der Ritualisierung von Gewalterfahrungen. Auch wenn ritualisiertes Gedenken oft als starr und lebensfern gilt, so zeigt der Blick in die deutsch-jüdische Geschichte – dieser von Verlust und Trauer so tief gezeichneten Geschichte – wie wichtig und lebendig Rituale des Trauerns sein können, für das Individuum und für die Gemeinschaft. Sie sind wandelbar, vielfältig, manchmal Streitbar und immer Ausdruck großer gegenwärtiger Fragen und Bedürfnisse. Das Andenken an die jüdischen Opfer des Ersten Weltkriegs, dessen Ausbruch sich nächstes Jahr zum einhundertzehnten Mal jähren wird, ist ein beredtes Beispiel. Als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ war auch dieser militärische Konflikt in seinen gewaltsamen Auswirkungen, dem Massentod, für die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen unfassbar. Immer wieder wird er als „Zäsur“ beschrieben, als „Abschied vom bürgerlichen Zeitalter“ und Beginn des „Zeitalters der Extreme“, wie der Historiker Eric Hobsbawm schrieb, der als Teenager in Berlin die nationalsozialistische Machtübernahme erlebte.

Etwa 85.000 deutsche Juden kämpften im Ersten Weltkrieg. Von ihnen fielen etwa 12.000. Ihr Einsatz war getragen von der Hoffnung auf vollständige Gleichstellung inmitten der nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft. Ihre Erwartung wurde aber schon während des Krieges

enttäuscht: durch den Judenhass in den Schützengräben, befeuert von der berüchtigten, vom preußischen Kriegsministerium durchgeführten sogenannten „Juden zählen“. Sie sollte eine vermeintliche geringe jüdische Beteiligung am Militäreinsatz nachweisen, was aber nicht der Realität entsprach. Mit Kriegsende verfiel die antisemitische Erzählung der Völkischen, nach der Juden die Hauptschuld an der Niederlage trügen, eine „Dolchstoßlegende“.

Als der Schmerz noch spürbar war, am 2. Februar 1919, fand eine Trauerfeier für die Gefallenen in der Bornplatzsynagoge statt. Die Jüdische Gemeinde Hamburgs gedachte derer, die – ich zitiere aus der überlieferten Dokumentation – „mit edlem Mute und williger Hingabe hinausgingen, um den Kampf für das Vaterland zu führen gegen die Feinde, die von allen Seiten auf uns einstürmten. Ein jeder verließ sein Heim und seine Lieben, um auf die blutige Wahlstatt zu eilen. Wie eine Mauer stellten sie sich den Feinden entgegen. Sie opferten ihr Leben für das Vaterland und die meisten wurden nicht bei den Ihrigen zur Ruhe bestattet.“¹

Auf Initiative des Vaterländischen Bundes jüdischer Frontsoldaten wurde 1922 der Ehrenfriedhof für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs auf dem jüdischen Friedhof Ilandkoppel (Ohlsdorf) errichtet. Damit war Hamburg deutschlandweit die erste jüdische Großgemeinde, die ihre Kriegstoten nicht nur mit einem Gräber-Ehrenfeld, sondern mit einer großen Denkmalanlage ehrte. Berlin folgte 1927. Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten zu dem auch die Hamburger Ortsgruppe gehörte, war auch eine Organisation zur Abwehr des Antisemitismus. Er wurde nicht zuletzt deshalb gegründet, weil jüdische Veteranen aus anderen Organisationen wie dem „Stahlhelm“ und dem Bund für Frontsoldaten ausgeschlossen wurden. Und dennoch und gerade deshalb gedachten sie stolz und selbstbewusst. Eindrucksvolle Gedenkfeiern wurden auf dem Ehrenfriedhof in Ohlsdorf veranstaltet, an denen staatliche Repräsentanten und auch nichtjüdische Traditionsverbände teilnahmen. 1935 fand die letzte öffentliche Gedenkfeier mit etwa 1.000 Teilnehmenden statt. Danach ehrten die Hamburger Jüdinnen und Juden ihre Gefallenen weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

Doch gerieten die jüdischen Kriegstoten trotz aggressiver Verdrängungsversuche der Nationalsozialisten nie in Vergessenheit, wie es eine nichtjüdische Lesart dieser Geschichte oft suggeriert. Mit der Vertreibung situierte sich auch das jüdische Gedenken an den Weltkrieg in neuen Kontexten und erfuhr eine beeindruckende Diversifizierung.

Veteranenorganisationen formierten sich im Exil. In New York entstand 1938 die über 400 Mitglieder starke Jewish Veterans Organization, die bis in die 1970er Jahre der jüdischen Kriegstoten als deutsche Patrioten gedachte. Für andere Exilierte änderte sich die Sicht auf das Opfer, das die deutschen Juden im Weltkrieg gebracht hatten. Der Historiker Peter Gay,

¹ Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem, AHW/1097, Trauerfeier für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges in der Gemeinde-Synagoge Bornplatz, 2.2.1919.

der mit seiner Familie 1939 aus Berlin fliehen musste, berichtete, wie sein Vater Moritz nach dem Kriegseintritt der USA im Dezember 1941 „mit sichtlicher Genugtuung“ seine deutschen Weltkriegsorden einschmelzen ließ. Er wollte mit diesem Beitrag zur Altmetallsammlung den amerikanischen Krieg gegen Hitler unterstützen.²

In Israel wurde auf Initiative des Weltkriegsveterans Willi Wertheimer ein Gedenkwald bei Haifa als Denkmal für die 12.000 jüdischen Gefallenen gepflanzt. Gleichzeitig deuteten Forschende am Leo Baeck Institut Jerusalem den Ersten Weltkrieg immer stärker im Kontext der in der Folgezeit heraufziehenden Katastrophe und dem, wie Gershom Scholem insistierte, Mythos der deutsch-jüdischen Symbiose. Die jüdischen Soldaten sollten nicht als patriotische deutsche Helden, sondern als die ersten Opfer eines neuen deutschen Antisemitismus erinnert werden. Und im Nachkriegs-Hamburg wiederum war es Harry Goldstein, der die Jüdische Gemeinde nach der Shoah mit neu begründete, bis 1955 ihr Geschäftsführender Vorsitzender war, der auf die Frage, wie er auf der von den NS-Verbrechen blutgetränkten deutschen Erde noch leben könnte, antwortete: „Schließlich ist es meine Heimat, und ich war vier Jahre Soldat im ersten Weltkrieg.“³

Im Laufe der Zeit wandelte sich das Gedenken. Der Volkstrauertag bietet die Möglichkeit, breitere Erinnerung zu schaffen. Waren es zunächst die gefallenen Soldaten, wurde später aller Opfer der Weltkriege und der Opfer von Nationalsozialismus und Shoah gedacht. Die scheinbar so deutliche Unterscheidung zwischen militärischen und zivilen Opfern verschwimmt, wenn Veteranen als Zivilisten rituelles Gedenken mitformen oder wenn, wie jetzt in Israel, Zivilisten als Reservisten im Krieg zum Einsatz kommen, darunter auch Kolleginnen und Kollegen aus der historischen Forschung zur jüdischen Geschichte und der Shoah, um die ich mich Sorge. Am Ende – und so möchte ich überleiten zum Jugendbeitrag von Eyleen Flocke und Saskia Sierck – sind es die Menschen, die zählen.

Trauer ist Erinnerung. Sie lebt mit den Menschen, wird von Menschen geprägt und geformt. Die Opfer des Terrors der Hamas sind Menschen mit Namen und Gesichter. Wir sehen sie in den Mahnwachen. Wir hören die Zeugnisse der Überlebenden, die jetzt unter großen Schmerzen abgelegt werden. Trauer verleiht individuellen wie kollektiven Bedürfnissen Ausdruck. Heute war es mir ein Bedürfnis, den Volkstrauertag in der jüdischen Geschichte und Gegenwart zu verankern: Der Volkstrauertag ist heute ganz besonders ein Tag jüdischer Trauer. Wir alle nehmen an dieser teil, betrifft das gewaltsame Töten und dieser neue Krieg doch uns alle als Menschen. Mein Plädoyer für ein inklusives Gedenken, das meine ursprüngliche Rede abschließen sollte, bleibt bestehen, auch und gerade angesichts unserer gegenwärtigen Überwältigung.

² Peter Gay, *Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933–1939*, München 1999, 77.

³ Harry Goldstein, zit. n. Arno Herzig, Vorwort, in: „Schließlich ist es meine Heimat...“. Harry Goldstein und die Jüdische Gemeinde in Hamburg in persönlichen Dokumenten und Fotos, hg.v. Uwe Lohalm, Hamburg 2022, 7.